



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

heit, oder er ergeht sich in schwungvollen nichtsfagenden Redensarten. Also bleibt nichts übrig, als das Ding selbst zu machen, wenn man etwas ordentliches haben will. So zog denn am andern Morgen der Klaffenerste mit dem „Material“ zur Kritik, das Leizner schon im voraus zusammengestellt hatte, zur Expedition. Köfing hatte nur noch Kopf und Schwanz daran zu machen, und am Abend stand eine lange Rezension im Intelligenzblatte.

Sie ging von der in vorwurfsvollem Tone vorgetragenen Bemerkung aus, daß man unsterbliche Meisterwerke wie Haydn's „Schöpfung“ viel zu selten zu Gehör bekomme. Man sei der Opferfreudigkeit des Gesangvereins und seines bewährten Dirigenten zu großem Danke verpflichtet, daß unsrer Stadt der Genuß, die „Schöpfung“ zu hören, nicht länger vorenthalten geblieben sei. Dann folgte aus Niemann's Musiklexikon ein Absatz über das Oratorium im allgemeinen, über Haydn im besondern und Haydn's „Schöpfung“ im allerbesondersten. Die Aufführung war natürlich über alles Lob erhaben gewesen, die Chöre sicher eingeübt, und mit „dynamischen Feinheiten“ ausgestattet, die Leitung durch „unsren wohlbewährten Leizner musterhaft,“ der Gesamteindruck „ein gewaltiger.“ Auch das Orchester unter der Leitung „unsers Tanneboom“ war „recht brav“ gewesen. Die fremden Sängerinnen kriegten in etwas geheimnisvoller Form ihren Klaps. Etwas muß man doch in einer Rezension auch tadeln, und bei einer fremden Sängerin kann das keine übeln Folgen haben.

Man las die Rezension mit vieler Andacht. Nun erfuhr man doch auch, was man gehört hatte. Auch Leizner konnte es nicht lassen, sie mit liebevollem Verweilen seiner Gedanken ein halbes Duzend mal zu lesen. Das war sein Lohn für die viele Arbeit.

Selbigen Abends ward in verschiedenen Gasthäusern barbarisch auf Leizner geschimpft. Wir müssen leider sagen, daß die Herren Kollegen die schlimmsten waren. Was dieser Leizner sich einbildet, hieß es, der denkt, weil seine Frau eine geborne Häfeler ist — was dem seine Frau ist, das ist meine Frau allemal. — Und mit der Musik ist es auch nicht so weit her bei ihm, wie er sich einbildet. — Und die Rezension hat er doch selber geschrieben. — Kinder, laßt ihn, er hat sein musikalisches Einmaleins hergesagt und sich zum Lohne einen rausgesetzt.

Musikalisch sind wir in Scharzberg, das muß man uns lassen. Aber wo bleibt die Singakademie? Die kommt das nächstemal dran.

März 1889

F A

ad naturam delineavit



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neuer Ballhorn. Die deutsche Schule begeht in diesen Tagen (26. März) den hundertjährigen Geburtstag eines Dichters, der mit seinen Liedern und Fabeln in den Kinderstuben und in den Unterklassen der Volksschulen zum unbestrittenen Liebling der Jugend geworden ist, den Geburtstag Wilhelm Hey's.

Da trifft es sich denn seltsam, daß juist zu derselben Zeit ein deutscher Lehrer sich aufs grüßlichste an dem Dichter versündigt, den andre deutsche Lehrer mit

ihren Schülern zu feiern sich anschicken. Der Oberlehrer Ludwig Rudolph an der Luisenschule zu Berlin fand, daß es für die deutsche Jugend an einer wohlgeordneten, für jedes Lebensjahr ein besonderes Bändchen bietenden Sammlung deutscher Gedichte fehle, und er veröffentlichte daher „Deutschlands Dichter für Schule und Haus. Mit erläuternden Anmerkungen versehen und zum mündlichen Vortrage eingerichtet“ (Berlin, A. Reinecke). Die Sammlung ist auf zehn Bände berechnet. Uns geht hier nur der erste Band an, der „für Kinder von sechs bis sieben Jahren“ bestimmt ist.

Wie nicht anders zu erwarten war, enthält er eine große Anzahl Heysscher Fabeln; aber wir trauten unsern Augen kaum, als wir sie hier sahen. Waren denn das die alten lieben Bekannten von der Kinderzeit her? Wie blickten sie uns doch zum Teil so fremd an; wir kannten sie kaum noch und meinten doch, sie von früher her noch recht gut zu kennen. Da endlich stellt sich heraus, je mehr wir ihrer ansehen; es sind gar nicht die Heysschen Fabeln, Wechselbälge sind's, die Herr Rudolph untergeschoben hat.

Ja, man muß bedenken, Herr Rudolph ist Oberlehrer, und er sammelt Gedichte für die Jugend. Da giebt es wohl manches Gedicht, das recht gut zu brauchen wäre, wenn es nur nicht hie und da den pädagogischen und ästhetischen Anforderungen des Herrn Oberlehrers widerspräche. Aber zum Heile der Jugend muß auch ein Dichter sich gefallen lassen, korrigirt zu werden; der Herr Oberlehrer setzt das als ganz selbstverständlich voraus und sagt darüber in der Vorrede: „Der Jugend die Schätze früherer Zeit unter Berücksichtigung der fortgeschrittenen Entwicklung unsrer Sprache, sowie unter Beachtung der unsrer Gegenwart entsprechenden pädagogischen Anforderungen wieder zugänglich zu machen, ist unser Bestreben gewesen. Die Dichter mögen es uns daher verzeihen, wenn wir teils aus pädagogischen, teils aus sprachlichen oder ästhetischen Rücksichten hier und da eine kleine Veränderung vorgenommen haben, sobald es darauf ankam, den Kindern den Wortlaut einer Stelle mehr mundgerecht zu machen.“

Man würde irren, wenn man nach dem hier gesagten meinen wollte, es handle sich bei den vorgenommenen Aenderungen vorzugsweise um Beseitigung veralteter Sprachformen, z. B. in einer Lutherschen Fabel oder dergleichen. Nein, unter den von dem Herrn Oberlehrer verbesserten Gedichten finden sich solche von Dichtern der neuesten Zeit, im ersten Bändchen z. B. von Hey, Güll, Reineck, Löwenstein, Hoffmann von Fallersleben u. a., in weitem Bändchen von Felix Dahn u. a.

Wer einmal in seiner Jugend Heyssche Fabeln gelernt hat, der weiß noch genau die Verse vom Bettelmann mit dem kohlschwarzen Köcklein, er kennt sie Wort für Wort bis zum Schluß:

Hoch aus der Luft so frisch und munter  
Hab Dank! hab Dank! rief er herunter.

Wie fremd mutet ihn da die Fabel in des Herrn Oberlehrers Buche an, wonach die Kinder jetzt lernen sollen:

Hoch aus der Luft rief froh und munter  
Er jetzt: habt Dank! habt Dank! herunter.

Wenn nun die Familie dem Kinde das Heyssche Fabelbuch mit den Specterschen Bildern, wie es Herr Perthes verkauft, also mit den Heysschen Sünden gegen Pädagogik, Sprache und Aesthetik, unter den Weihnachtsbaum legt — giebt das nicht eine heillose Verwirrung?

In dem Gedichtchen vom Vogel am Fenster: „An das Fenster klopft es:  
Pick, pick“ u. s. w. lernten wir seiner Zeit:

Lieben Leute, o laßt mich ein!

Aus des Herrn Oberlehrers Buche sollen die Kinder lernen:

Bitte, ihr Kinder, laßt mich ein.

Aber mit solchen kleinen Abänderungen begnügt sich der Herr Oberlehrer nicht immer. In der Fabel vom Sperling, dem das Pferd erlaubt, aus seiner Krippe ein paar Körnlein mit wegzupicken, heißt es bei Hey:

Und sie aßen zusammen, die zwei,  
Litt keiner Mangel und Not dabei.  
Und als dann der Sommer kam so warm,  
Da kam auch manch böser Fliegenschwarm;  
Doch der Sperling fing hundert auf einmal,  
Da hatte das Pferd nicht Not und Dual.

Bei Rudolph:

Und sich, so aßen zusammen die zwei,  
Litt keiner Mangel und Not dabei;  
Und als nun der Sommer kam so warm  
Und mit ihm der lästige Fliegenschwarm,  
Da fing der Sperling wohl hundert fast,  
Die wurden jetzt nicht mehr dem Pferde zur Last.

Dafür, daß Herr Rudolph in der Fabel vom Fudel, den die Hausfrau an seinem weißen Barte als den erkennt, der die Milch genascht hat, die Hausfrau in eine Köchin verwandelt hat, können wir weder pädagogische, noch sprachliche, noch ästhetische Gründe auffinden; Herr Rudolph muß es aber wohl gewußt haben, warum er diese wichtige Verbesserung vornahm. Er wird auch gewußt haben, warum er in derselben Fabel da, wo Hey sagt:

Da hing er den Schwanz bis auf die Erden  
Und heulte und schämte sich so sehr u.,

Bergangenheit und Gegenwart abwechseln läßt, ein „gleich“ einschleibt, dem Hängenlassen des Schwanzes auch noch das Senken des Kopfes hinzufügt und so schreibt:

Da hing er gleich den Schwanz zur Erden,  
Senkt den Kopf und schämt sich sehr.

Bei Hey fragt die Hausfrau, die ein Mäuschen beim Zuckernaschen ertappt:

Mäuschen, was schleppst du dort  
Mir das Stück Zucker fort?

Herr Rudolph erweitert das auf vier Zeilen und belehrt uns, daß der Zucker „bei der Kammerthür“ gelegen hat. Bei ihm heißt es nämlich:

Mäuschen, was machst du hier  
Bei meiner Kammerthür?  
Willst hier wohl stehlen? Auf mein Wort,  
Schleppst mir ja meinen Zucker fort.

Nachdem die Maus die Hausfrau gebeten hat, ihr den Zucker für ihre hungrigen Kindlein zu lassen, heißt es bei Hey weiter:

Da lachte die Frau in ihrem Sinn  
 Und jagte: Nun Mäuschen, so lauf nur hin!  
 Ich wollte ja meinem Kinde soeben  
 Auch etwas für den Hunger geben.  
 Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind!  
 Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind.

Wir haben bis jetzt nicht gewußt, daß diese gutmütige Hausfrau eine Berlinerin gewesen ist; wir erfuhren es erst aus der Rudolphschen Verbesserung. Diese lautet:

Die Hausfrau lachte in ihrem Sinn  
 Und sprach: Na, Mäuschen, denn lauf nur hin!  
 Wollte ja auch meinem Kinde eben  
 Einen Pfefferkuchen zum Knabbern geben.  
 Das Mäuschen aber lief fort geschwind,  
 Und die Mutter ging fröhlich zu ihrem Kind.

Könn uns nach dem Lesen dieser Probe von Verbesserungen deutscher Gedichte jemand verdenken, daß wir an die Spitze dieser Mittheilung „Ein neuer Ballhorn“ geschrieben haben?

Nachschrift der Redaktion. Es ist gewiß nicht schön, wenn Verse verballhornt werden, mag nun der Dichter Goethe oder Schiller, oder mag er Hey oder Burmann heißen. Aber sollte man nicht den guten Hey jetzt lieber ganz in Ruhe lassen? Und den guten Speckter dazu? Es wird doch wirklich die höchste Zeit. Die sogenannten „Fabeln“ Hey's mögen, als sie zuerst erschienen (1833), einem gewissen Bedürfnis entgegengekommen sein. Heute aber haben wir doch längst viel Besseres, zum Teil schon unter dem kunstmäßig für Kinderfönn und Kindermund geschaffnen, vor allem aber unter den wieder aus dem Brunnen der Volksdichtung geschöpften Kinderliedern und Kinderprüchen. Wenn wir eine Muster-sammlung von Kinderliedern zusammenstellen sollten, wir würden in die größte Verlegenheit kommen, wenn wir aus Hey's „Fabeln“ auch nur eine oder zwei für diese Sammlung auswählen sollten. Unser verehrter Herr Mitarbeiter hat den „Raben“ und das „Pferd und den Sperling“ herausgegriffen. Das sind verhältnismäßig noch die hübschesten, außerdem etwa noch der „Schneemann,“ aber mustergiltig ist nicht eine einzige darunter. Man sehe sie doch nur an, diese angeblichen „Fabeln,“ sie sind alle nach derselben Schablone gemacht. Erst ein Gespräch zwischen dem Kinde und einem Tiere, oder zwischen zwei Tieren, meist gesucht, witzlos, frostig, mit Mühe die sechs Zeilen füllend, dann noch sechs erzählende Zeilen, genau von derselben Beschaffenheit. Wir haben früher einmal die Vermutung ausgesprochen, daß die „Fabeln“ Hey's erst zu Speckters Bildern angefertigt worden seien; so lahme Geschichten, sagten wir uns, kann niemand schreiben, wenn er nicht unter dem Zwange bildlicher Vorlagen steht, es ist ja die reine Elichépöessie. Wir wurden damals eines Bessern belehrt, es soll urkundlich nachweisbar sein, daß die Reime Hey's eher dagewesen seien als die Bilder Speckters. Neuerdings ist uns von kundiger Seite verraten worden, daß nur die sechs Dialogzeilen vor den Zeichnungen dagewesen, die sechs angeschlossenen erzählenden Zeilen aber auf Wunsch des damaligen Verlegers erst nach Anfertigung der Zeichnungen noch von Hey hinzugereimt worden sind. Doch wozu die vielen Worte? Hier sind ein paar vollständige Proben, damit der Leser, der vielleicht nur noch eine dunkle Erinnerung an diese „Fabeln“ aus seinen Kinderjahren hat, mit seinem heutigen Urtheil wieder einmal an sie hinantreten kann.

## Hündchen und Bäckchen.

Hüte dich Bäckchen, jetzt heiß' ich dich! —  
 Hüte dich, Hündchen, jetzt (?) wehr' ich mich! —  
 Habe gar einen scharfen Zahn. —  
 Sind mir zwei Hörner gewachsen an. (!) —  
 Bäckchen, es war nicht so schlimm gemeint,  
 Laß uns nur spielen und sein (!) gut Freund.

Und so liefen den ganzen Tag  
 Immer die zwei einander nach;  
 Hündchen das bellte mit Gewalt (!),  
 Bäckchen das zeigte die Hörner bald (!);  
 Sprangen dann wieder um die Wette.  
 Wer's doch mit angesehen hätte! (!)

## Kind und Dohse.

Ei, Dohse, worüber denkst du nach,  
 Daß du da liegst fast den ganzen Tag,  
 Und machst so gar ein gelehrt Gesicht? —  
 Hab Dank für die Ehre! So schlimm ist's nicht.  
 Die Gelehrsamkeit, die muß ich dir schenken (!);  
 Ich halte vom Rauen mehr als vom Denken.

Und als er noch gekaut eine Weile  
 (Er hatte nicht eben die größte Eile),  
 Da spannten sie vor den Wagen ihn;  
 Ein schweres Fuder sollt' er ziehn.  
 Das that er auch ganz wohlgenut,  
 Das Denken konnt' er nicht so gut.

Und das soll „für Kinder von vier bis sieben Jahren bestimmt“ sein, wie es in der Vorrede „An die Eltern“ heißt! Heutige Eltern würden doch zu bedauern sein, wenn sie ihren Kleinen nichts Besseres vorzusagen wüßten. Und nun sehe man vollends die Sprachform dieser „Fabeln“ an! Diese holprigen, klapprigen Verse, bei denen man oft schlechterdings nicht weiß, wie man betonen soll, dieser fortwährend wechselnde Rhythmus, bald Trochäen, bald Jamben, bald Daktylen, um die freilich auf deutsche Verse eigentlich nicht anwendbaren Ausdrücke der antiken Metrik zu brauchen — und was für Daktylen (Sind mir zwei, liegst fast den)! —, bald Zeilen mit Auftakt, bald Zeilen ohne Auftakt, diese fürchterliche Wortstellung (gewachsen an, sein gut Freund, vor den Wagen ihn), diese Reime (Zahn, an), diese Flickwörter (da, so, ja, wohl), die gar nichts bedeuten und nur die Zeilen schleppend machen, dieses ewige Nachstellen des Artikels hinter das Substantiv (Hündchen das, Knabe der) u. s. w. Kurz, es ist eine wahre Turnerei für Kinderzungen, diese Verse nachzusprechen, ein Erwachsener hat ja dran zu kauen. Von welcher Formvollendung, welcher Abrundung, welchem Fluß und Wohlklang ist dagegen ein beliebiges Kinderabzählsprüchlein von der Gasse! Wenn heute einer diese „Fabeln“ als Neuigkeit veröffentlichen wollte, die heutige Pädagogik würde ihm schön heimleuchten. Dasselbe aber, was von den Versen gilt, gilt auch von den Bildern dazu, in Zeichnung und Schnitt. Am leidlichsten sind noch die Tiere gezeichnet, die Kindergestalten aber sehen ja alle aus wie Mehlsäcke. Ein einziges Bild von Pletsch macht den ganzen Speckter tot, und auch Pletsch ist schon wieder von Thumann und Eugen Klimsch überflügelt. Wozu also künstlich und mit Gewalt diese alten, ungeschickten Verslein in der Gegenwart festhalten, womöglich zu einem „klassischen“ Buche aufbauischen und gar ein „Jubiläum“ deshalb feiern? Unsere Jubiläumsfeiererei fängt ohnehin nachgerade an, kindisch zu werden. Es vergeht

ja kaum ein Monat, daß nicht der hundert- oder zweihundert- oder dreihundert-jährige Geburtstag oder Todestag eines „großen Mannes“ ausgegraben würde. Das Ganze hat weiter keinen Zweck, als daß die Zeitungen, namentlich auch die illustrierten Zeitungen, was zu schreiben und was abzubilden haben. Gewerbsmäßige Zeitungsschreiber, Leute, die sich in ihrem Leben nicht um den „Gefeierten“ gekümmert haben, nichts von ihm wissen, ihn gar nicht beurteilen oder würdigen können, bauen mit Hilfe des Konversationslexikons einen Jubiläumsartikel, von Bildungsheuchelei geschwollen, das Publikum fliegt mit den Augen drüber hin, wie über alles, was es liest, und fragt zwei Tage später nach dem Gefeierten gerade so viel wie zwei Tage vorher. Druckerschwärze!



## Litteratur

Die Arbeiterwohnungsfrage und die Bestrebungen zur Lösung derselben. Von Otto Trüdinger, Jena, Gustav Fischer, 1888

Obwohl oder gerade weil in der letzten Zeit so viel über die Arbeiterwohnungsfrage geschrieben worden ist, erscheint Trüdingers Schrift zeitgemäß, da sie mit Fleiß alle frühern, verschiedenen Orten und Zeiten entstammenden Arbeiten ausnutzt und ihre Ergebnisse nach einheitlichen Gesichtspunkten wohl geordnet vorführt. Wesentlich Neues bietet die Schrift nicht, sie erfüllt ihren Zweck aber auch ohne das und kann jedem, der sich nicht durch die ganze große Litteratur durcharbeiten will oder kann, als Führer empfohlen werden.

Hier seien nur einige wenige Punkte besprochen. Ein durch Ortsstatut auszusprechender Zwang für die Arbeitgeber, für ausreichende Wohnungen ihrer Arbeiter zu sorgen, hat doch manches gegen sich, abgesehen davon, daß der Erlaß solcher Ortsstatuten vermutlich sehr selten sein würde. Unseres Erachtens würde diese Maßregel überflüssig, wenn, wie der Verfasser es als wünschenswert hinstellt, jeder Zuzügler genötigt würde, den Besitz einer ausreichenden Wohnung nachzuweisen. Eine größere Beschränkung des Retentionsrechtes des Hauswirts würde weniger den Kredit des Wohnungsuchenden schwächen, als auf eine wohlthätige Verkürzung der Mietzahlungsfristen hinwirken. Daß Trüdinger das Eingreifen der Gemeinden in allen Fällen so sehr beschränkt wissen will, geht zu weit. Der Berliner Magistrat, auf den er sich hierbei in erster Linie beruft, kann da wahrlich nicht als Autorität gelten. Auch in diesem Punkte ist der Satz berechtigt: Eines schickt sich nicht für alle. In Verbindung mit privaten Gesellschaften, Frauenvereinen u. dgl. werden die Gemeindebehörden oft sehr segensreich wirken können. Den Baugenossenschaften, die leider wenigstens gegenwärtig nicht im Stande sein werden, im Großen zu wirken, wird namentlich für die Großstädte eine zu hohe Bedeutung beigelegt.

Zum Schluß möchten wir doch gegen die Art, wie Trüdinger die von ihm benutzten Arbeiten ausgeschrieben hat, Verwahrung einlegen. Wenn man, wie er